

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 13

Artikel: Die Liebe am Wetterglase
Autor: Haggenschmied, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573675>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

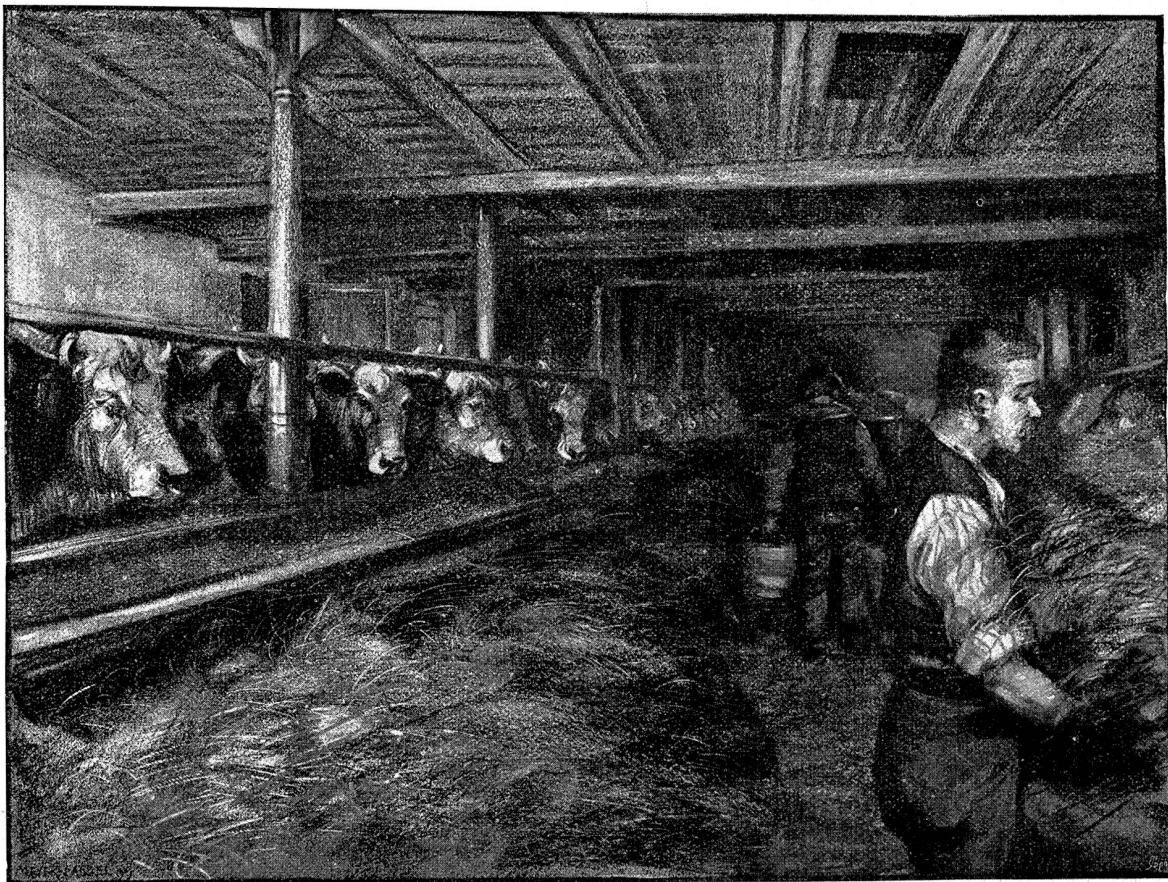
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Innenansicht der neuen Stallungen in der Johanniter-Kommode.

Die Liebe am Wetterglafe.

Von Otto Sagenmacher, Zürich.

Im schönen obern Eisfchthale, dort um Meran und Bozen herum, hatte der Frühling schon gegen Ende März begonnen, volle acht Tage lang, wenigstens nach dem Kalender. Die Mandelbäume standen in voller Blüte, die Kirschbäume öffneten eben ihre Knospen, und einzelne Schmetterlinge flatterten von Busch zu Busch. Sie, wie die in den Mandelblüten schwärmenden Bienen, glaubten offenbar an den Kalender. Die Thoren! Und mit ihnen glaubten Hunderte von Menschen, die, mehr oder weniger krank, Heilung oder Erleichterung von ihrem Leiden in der als heilkräftig gepriesenen Gegend suchten; die Beklagenswerten! Sie lasen die Frühlingsgedichte, womit die Zeitungen der Kurorte ihre Spalten füllten und stellten daneben als erbaulichen Gegensatz schauerliche Berichte von grimmigem Winter nördlich der Alpen.

„Der Winter ist ein rauher, ungemütlicher, finsterner Geselle, aber er ist doch charakterfest, zuverlässig, während der Frühling sich als ein schwankender, heuchlerischer, tückischer Kamerad erweist. Allen, die an ‚Dichteritis‘ leiden und ihren Sang zum Preise des Frühlings herdebübeln, sollten die Leiern von amtswegen

genommen und an den Eisbergen der nordischen Meere zerschmettert werden; denn der Frühling ist ein Lügner ersten Ranges. Im Kalender sollte man den Frühlingssanfang frühestens auf Ende Mai festsetzen; eher ist man ja vor der Schlittenbahn nicht sicher, sowie ja auch Winters Anfang meist auf Mitte oder Ende September fällt. Sodann müßten mir alle die schönfärberischen Berichte, welche in Zeitungen und auf illustrierten Postkarten von den sonnigen Wonnen und paradiesischen Lüften der südlichen Alpenthäler schwärmen, im Namen der Wahrheit mit einer schweren Lügensteuer belegt werden.“

Der eines wüsten Morgens Ende März mit Ingrimms also sprach, stand am Fenster des schöngelegenen Kurhauses zu X. X. und starrte in den über Nacht gefallenen frischen, tiefen Schnee hinaus, verfolgte mit trübem Blicke die bis in die Thalsohle hinabschleichenden Nebel und schaute dem Spiele des großflockigen Schnees zu. Ihn dauerten die herrlich blühenden Mandelbäume in ihrem kalten Schneemantel, die Drosseln, welche die graufige weiße Gabe des „milden“ südlichen Klimas vom schwarzen Gefieder schüttelten und nun nicht mehr

singen mochten. Ihn dauerten auch die Mitgäfte, die gleich ihm eingeschneit „zur Seite des wärmenden Ofens“ die Reize des Frühlings studierten und jede halbe Stunde zum Wetterglafe, einem sehr empfindlichen Aneroid, schlichen und meinten, mit ihrem Klopfen es zum Steigen bewegen zu können. Aber es vergalt alle Bemühungen nur mit einem noch weiteren Rucke des Zeigers nach unten; denn im neuesten Wetterberichte stand zu lesen: „Ueber dem Mittelmeere sinkt das Barometer rapid.“ Ein böses Zeichen für jene Gegend.

Und schließlich hatte der Held dieser Geschichte Bedauern mit sich selbst. Mit allem Rechte; denn der „gnädige“ Herr (in jener Gegend ist alles seiner Geleideete immer gnädig), also der gnädige Herr Baron langweilte sich. Dreißig Jahre alt, von schöner Gestalt, angenehmem Gesichte, wohlgebildet und gut veranlagt, verzehrte er die Zinsen seines nicht übermäßig großen Erbgutes als unthätiger Junggeselle. Die Liebe hatte sein Herz noch nie rascher schlagen gemacht; vom schönen Geschlechte wurde er seines ledigen Zustandes wegen bedauert oder auch angeklagt, vom starken, besonders dem verheirateten, vielfach beneidet. Weder für das Bedauern noch für den Neid besaß er ein Verständnis; er besaß eben noch keines für die Liebe; warum, wußte er selbst nicht. Er war noch ganz unerfahren, Liebe aber ist durchaus nur eine Sache der Erfahrung. Immerhin fühlte er sich in seinem ledigen Stande ganz wohl. Es fehlte ihm nur an regelmäßiger, guter Beschäftigung. Gerade aus diesem Mangel stammte wohl zumeist die Nervosität, von der er Heilung zu suchen hierher gereist war.

„Sehr tiefer Barometerstand über dem Mittelmeere. Da bleibt es dann erfahrungsgemäß in dieser Gegend sechs bis acht Tage schlecht.“ So brummte er, ein guter Wetterkenner, vor sich hin, als er von der Heerstraße her eine Kutsche auf dem Seitenwege zum Gasthause ablenken sah. Bald hielt die Kutsche vor dem Thore an. Die freundlichen Wirtsleute halfen einer schwarzgekleideten Dame beim Aussteigen. Das sehr scharfe Auge des Barons gewahrte die edle Gestalt und das anmutige Gesicht der Dame sehr genau. Er hatte schon manche ähnliche Gestalt gesehen; aber seltsam, keine hatte sein Wohlgefallen so erregt, trotzdem die Schatten eines gewissen Ernstes über ihren Zügen lagen. Wie war die Dame gekleidet? Welche Stoffe trug sie? Welche Frisur? Leider gab er darauf nicht acht, und so verliert denn ihre Erscheinung schon den Hauptreiz. Mögen das solche, die dadurch unangenehm berührt sind, verzeihen. Um ihnen die Mühe des Weiterlesens und des Blattumschlagens nach dem Schlusse zu ersparen, sei hier sofort mitgeteilt, daß der Baron und die Dame einander später „bekommen“, was ja wohl die Hauptsache ist. Wie das aber geschah, erzählt das Folgende.

Die Dame, eine Witwe von achtundzwanzig Jahren, war keine Baronin und doch eine wirklich auserwählte Frau, die Tochter eines Gelehrten, von tüchtiger Bildung und dazu (o wie „ordinär“!) eine vorzügliche Hausfrau. Sie wußte, was sie wollte, wollte aber nie, was ihr nicht anstand oder was irgendwie einen andern Menschen in seinen Rechten beschränkte. Ihr Reden und Thun zeugte von Entschlossenheit, ja erweckte sogar den Anschein einer gewissen Herbe, und doch war sie

in ihren Gefinnungen von Grund des Herzens aus gütig und milde. Ihr Gatte, ein Fabrikbesitzer, verzehrte sie einst wie einen Engel, und sie ihn. Sie paßten gar so gut zu einander. Da ward er ihr infolge eines Eisenbahnunglückes jäh durch den Tod entrissen. Sie verbarg ihren grenzenlosen Schmerz nicht, aber sie trug ihn würdig, stolz und wendete nun die ganze Kraft ihrer Liebe dem Töchterchen zu, das sie dem Gatten geschenkt hatte und das nun in seinem siebenten Jahre stand. Das Kind war etwas kränklich. Die Mutter suchte einen gesunden Landaufenthalt für dasselbe, fand das Kurhaus hier sehr geeignet und berichtete sofort ihre Dienerin, mit dem Töchterchen hierher nachzureisen.

2.

Der Baron hatte sich vorgenommen, jeden Tag einen kleinen Wetterbericht in sein Taschenbuch einzutragen, auf Grund dessen er dann seinem Arzte nördlich der Alpen beweisen wollte, wie viel oder wie wenig wahr sei an diesen schönen Frühlingstagen im März oder April südlich der Alpen. Mit heißem oder eigentlich bei dieser Temperatur mit kaltem Ingrimm machte er sich an die anklägerische Arbeit der „Entlarvung dieses Frühlingschwindels“, wie er sie benannte. Die Berichte über die nächsten Tage nach der Ankunft der Dame fielen lehrreich aus.

Dienstag: Gestern nach nordischer Art tapfer geschneit. Heute früh klar, alles gefroren. Nachmittags wieder dichte Wolken. Barometer sinkt noch mehr. Abends Regen, dann Schnee. Ausichten sehr schlecht. Meine Tischnachbarin, Witwe, teilt meine Ansicht.

Mittwoch: Dichter Nebel. Mittags flüchtiger Sonnenblick. Rauh, stürmisch. Wetterbericht derselbe. Witwe versteht sich auch auf das Wetter. Hat an das Wetterglas im Hausgange geklopft. Ich unmittelbar nach ihr, wohl an derselben Stelle. Zeiger ging aber zurück. Narr, ich! Aber sie spricht so verständig, selbstbewußt und doch bescheiden. Muß treffliche Gattin gewesen sein. Doch, das gehört nicht in den Wetterbericht.

Donnerstag: Immer noch dasselbe Wetter. Temperatur etwas gestiegen, Wetterglas noch nicht. Draußen winterlich; aber seltsam, Humor fast frühlingsmäßig. Witwe spielt gut Schach, womit sie oft ihren kranken Vater unterhalten. Hat mich im Spiel geschlagen. Muß mir morgen Revanche geben . . . Herz?! Dummes Zeug! Gesellschaftliche Schranken. Barometer steigt etwas.

Freitag: Neuer Schnee! Das alte Lied! Will nicht mehr am Wetterglas klopfen. Steigt ohnehin. Töchterchen angekommen. Allerliebste Geschöpf. Sehr gut erzogen, Glück, solches Kind zu haben, heißt Hermine, wie Mutter. Und ich Hermann! Hm, hm! Doch, Dummheiten! Wärmere Lüfte heute, Abendhimmel ziemlich wolkenlos. Will's wirklich Frühling werden?

Samstag: Wieder Erübung! Schnee! O Venzidyll! Barometer sinkt von neuem auf Mittelmeer, am Tisch ernstes Gespräch mit ihr über gesellschaftliche Verhältnisse. Sie spricht sehr entschieden. Sagte: „Ein gebildeter Mann, der nichts wirkt, womit er dem Wohle des Ganzen hilfreich dient, ist nicht achtenswert, so wenig als eine unthätige Frau.“ Sie rühmte ihren Oheim, einen Schlossermeister, der mit seiner treuen Arbeit einen

schweren Haushalt tapfer durchbringe. Was wirke ich? Sie sagt aber alles mit so wohlwollender Ruhe. Abends klopfte sie wieder am Wetterglase. Zog mich Magnet? Ich nämlich auch. Es ging mir durch die Fingerspitzen. Begegnung auf der Treppe. Ich sah sie einen Augenblick fest an. Sie schlug den Blick nieder, wechselte aber weder Gesichtsfarbe noch Züge. Ich schämte mich. Draußen heller; aber im Gemüte tiefe Depression. Bin ich krank? Fort, fort von hier! Sonntags reise ich nicht gerne; aber Montags fort, fort! Herrliches Weib! Und sollst nicht mein werden!"

Der Sonntag machte seinem Namen alle Ehre. Keine Wolke trübte den Himmel, auf den Gesichtern aller Gäste strahlte Freude. Die Hoffnung, daß der Frühling nun doch kommen werde, stimmte sie alle fröhlich; aber dem Baron Hermann war recht trüb zu Mute. Er wußte nun, was Liebe sei, aber er empfand auch, daß jede leiseste Zudringlichkeit gegenüber der Witwe, die sich immer tabellos richtig gegen ihn benommen, ein Unrecht, eine Beleidigung wäre; auch nicht das kleinste Zeichen der Teilnahme über die freundliche Höflichkeit hinaus hatte sie ihm gegeben. Und zudem der Unterschied des Standes! Dieser mußte ihm, da er sonst sehr vorurteilsfrei war, freilich nur zum Vorwande dienen, um die Stimme des Herzens zum Schweigen zu bringen.

Er schlenderte planlos im Garten auf und nieder. Als er sich dann auf einem Stuhle bei einem mit dem ersten Grün geschmückten Gebüsch niederließ, sprang die kleine Hermine, gefolgt von der Dienerin, daher. Das Kind hatte schon am zweiten Tage alles scheue Wesen dem Baron gegenüber abgelegt. Ganz besonders gefiel ihm an Hermanns Uhrkette ein goldenes Medaillon. Die Neugier gab ihm den Mut, zu dem Herrn hinzugehen und zu fragen, was in dem Medaillon enthalten sei.

"Das Bild meiner seligen Mutter," sagte Hermann. "Laß mich sehen," bat das Kind. "Hast du auch eine so gute Mutter, wie ich?"

"Liebes Kind, sie lebt nicht mehr bei mir. Sie ist zum lieben Gott gegangen."

"Also wie mein Vater? Nicht wahr, nun können deine Mutter und mein Vater beim lieben Gott mit einander sprechen?"

Hermann wußte nicht, wie ihm ward. "Ja, ja," sagte er bewegt, zog unwillkürlich das Kind näher an sich und küßte es auf die Stirne. Das Kind ließ es sich gefallen; doch die Dienerin rief, wie entrüstet: "Aber Hermine! Komm, wir müssen gehen."

Das Kind entließ das Medaillon seinen spielenden Fingern und gehorchte, Unwillen im Gesichtchen, der Dienerin.

Ein donnerartiges Getöse erschütterte die Luft. Drüben an den steilen Schroffen des Berges war eine mächtige Lawine in die tiefe Runse hinabgestürzt.

Zwischen hatte die Mutter oben am Fenster gestanden und unbemerkt den ganzen Vorgang beim Gebüsch mitangesehen. Purpur glühte auf ihren Wangen, als sie den Baron ihr Kind küssen sah. Das Herz hämmerte ihr in der Brust. Und als sie den Donner der Lawine hörte, schreckte sie zusammen, als ob eine mächtige Schicksalsstimme an ihr Ohr geschlagen hätte. "Dieser Mann hat Herz!" sagte sie, mehr nicht. Und als hätte sie etwas Ungeziemendes gethan, wehrte sie mit der ganzen Kraft ihres starken Willens jedem weiteren Gedanken und Gefühle ähnlicher Art. Armes Weib, das war doch nichts Unrechtes. Du hattest eben selbst Herz.

Noch einmal führte die Mahlzeit abends den Baron und die Witwe zusammen. Beide trugen ein Geheimnis auf dem Herzen und verbargen es glücklich in freundlichem Gespräche über neueste Erzeugnisse der Kunst und Dichtung.

Nach schlafloser Nacht begab sich Hermann frühzeitig in die benachbarte Stadt, kaufte sich ein ganz gleiches Wetterglas, wie es im Kurhause hing, und bewog nach vielem Zureden den Wirt, das neue Instrument an das alte zu tauschen. Dieses packte er sorgfältig ein als ein Andenken an ein schmerzliches Winteridyll im ersten Frühling. Zur Entfugung entschlossen, reiste er unter irgend einem Vorwande schnell ab in der Richtung nach Italien. Hätte er noch nach dem Gasthause umgeschaut, so hätte er die kleine Hermine mit den Händen ihm nachwinken gesehen. Hinter dem Vorhang am Fenster schauten ihm ungesehen zwei Augen nach. Und als er ihren Blicken entschwunden, küßte die Mutter das Kind auf die Stirne.

Nach der Rückkehr aus Italien suchte und fand Hermann in einer höhern Amtsstelle bald reiche Bethätigung. Die Arbeit ward ihm eine Lust, eine hohe Ehre, ein Adel, darin ihn Hermine's Onkel Schlossermeister nicht übertreffen sollte.

Hermine! Sie blieb doch sein erster und letzter Gedanke. Er hätte eben nicht morgens beim Aufstehen und abends vor dem Schlafengehen noch klopfend das Wetterglas befragen müssen. Ein Gerücht behauptet sogar, er habe es geküßt. Wie dem sei, auf Neujahr sandte er Hermine freundliche Glückwünsche mit Näscherlein für das Töchterchen. Aus ihrer Erwiderung der Glückwünsche schöpfte er Mut und leitete vorsichtig einen Briefwechsel ein. Die Briefe wurden mehr und mehr zu Liebesboten. Und als die Weikhen blühten, reichte Hermine dem Manne die Hand, den sie als einen tüchtig Wirkenden achten und lieben gelernt hatte. Und wie auch der Stand des gewöhnlichen Wetterglases wechselte, das des Glückes der beiden blieb auf „beständig“ und verkündete allen besuchenden Verwandten und Bekannten liebliches, sonniges Schewetter das ganze Jahr hindurch, Benzidylle auch mitten im strengen Winter.

⇨ Kinderseele. ⇩

Ob einem Leichensteine
Tönt eines Vögels Lustgesang
Im Abendscheine.

Es ist die Seel' des Kindes,
Das dort nach kurzem Morgengang
Ein Bettlein fand, ein lides.

Sie jubelt aus die Wonnen,
Daß sie im blauen Lüfterreich
Der Erd' entronnen.

Arnold Ott, Luzern.